

So sieht der Rezensent schon nicht ganz ein, warum „Konvenienz“ („fittingness“) Antwort auf zwei Basisfragen geben soll nämlich „warum“ und „wie“ (etwas von Gott her geschicht) [194, 289]. Gibt Konvenienz nicht durchweg Antwort auf die Warum-Frage (im Sinne des Infragekommens für Gott), freilich in der Doppelheit von „cur omnino“ und „cur hoc modo“? Vor allem aber sind „est conveniens aliquid sic esse vel fieri“ bzw. „est conveniens alicui“ einerseits und „convenire alicui“ andererseits, zumal in den vorliegenden Kontexten, (meistens jedenfalls) nicht dasselbe. Dass es nämlich „zu Gott passt“, als höchstes Gut sich zuhöchst mitzuteilen in der Inkarnation (III,1,1), ist das eine; aber in III,3,1 geht es nicht darum, ob es „zur göttlichen Person passt“, eine geschaffene Natur anzunehmen, sondern darum, ob sie die dafür prinzipial zuständige ontologische Instanz ist (= wenn, dann kommt in direkter Instanz überhaupt nur die Person dafür in Frage, zumindest qua ‚res subsistens‘). [Dazu beim Autor u. a. 193–204.] Fragen wie die in III,3,1 behandeln also nicht die Konvenienz (qua „Passendheit“, „fittingness“), sondern eben die ontologische oder funktionale Zuständigkeit („competit“; englisch etwa: „belongs to“): Entsprechend klingt „assuming a nature most properly suits a person“ für „propriissime competit personae assumere naturam“ [202] auch alles andere als gut.

Im Rahmen der noch relativ kurz referierten Nachgeschichte (Aegidius, Olivi, Scotus) kommt B., veranlasst durch das andere konstitutionstheoretische Konzept von Johannes Duns Scotus, recht ausführlich auf die Einwände zu sprechen, die Richard Cross gegen das aquinatische Instrumentum-coniunctum-Modell vorbringt [291–328, bes. 314–328]. Die Ausführungen zeugen von ausnehmendem Problembewusstsein; jedoch glaubt der Rez., auf eine unzureichende Problemexposition erkennen zu müssen. So ist es doch verfehlt, die göttliche Wirkursächlichkeit zwar ungeschmälert allen drei Hypostasen zuzuerkennen, jedoch die menschliche Natur Christi allein in Bezug auf die Logosperson Instrumentfunktion haben zu lassen, auf dass so die Ungeteiltheit der Personen im Wirken ebenso gewahrt wäre wie die Stellung der Logosperson aus desjenigen, der allein der in der menschlichen Natur eigentlich Tätige ist [322–328]. Solches ist nicht nur ein inkonsistentes Modell: Etwas aktuell als Instrument heranzuziehen, bedeutet doch, es zur Hervorbringung des Effektes zu bewegen, welches Bewegens in Bezug auf Christi menschliche Natur nun aber ein Aspekt des gemeinsamen Wirkens der drei *ad extra* ist, wie umgekehrt eine einzige Wirksamkeit einer ebenso einzigen Wirkfähigkeit nicht für den einen Inhaber dieser einen Wirkfähigkeit durch das Instrument vermittelt sein kann, für die anderen aber nicht. Es liegt dem offensichtlich auch eine Verwechslung zwischen der Natur und deren Vermögen als *principia operationis quibus* einerseits und der (eigentlich genommenen) Instrumentfunktion (*ad hoc*) andererseits zugrunde: „Je mehr“ der Logos exklusiv der eigentlich durch und in der Natur und ihren Vermögen Tätige ist, „desto mehr“ wäre demnach in Bezug auf die anderen beiden göttlichen Personen die Instrumentfunktion ausgeschlossen.

*In summa:* Eine hervorstechende, wertvolle und bemerkenswerte Arbeit, in welcher leider dem tiefschürfenden, problembewussten Be-Denken – noch – kein ebenbürtiges Durch-Denken an die Seite getreten ist.

K. OBENAUER

GAIER, MARTIN / KOHL, JEANETTE / SAVIELLO, ALBERTO (HGG.), *Similitudo*. Konzepte der Ähnlichkeit in Mittelalter und Früher Neuzeit. München: Fink 2012. 248 S./Ill., ISBN 978-3-7705-5372-3.

Der vorliegende Sammelband geht aus dem DFG-geförderten Netzwerk „Die Macht des Gesichts“ (2006–2009) hervor. Als abschließendes Projekt widmet er sich dem Forschungsdesiderat der Ähnlichkeit in der Bewertung des Porträts, auch wenn sich der Band nicht als homogener oder gar vollständiger „Sammelband zum Porträt“ verstanden wissen möchte, wie die Hgg. in ihrer Einleitung konstatieren (11). So loten die Hgg. auch mehr mögliche Felder einer Bearbeitung des Themas aus (z. B. „Ähnlichkeit und Index“, 16 f.), als dass sie dem Band einen roten Faden gäben – was angesichts der Verschiedenheit der Beiträge dringend geboten gewesen wäre. Diese reicht nämlich von einer philosophischen Bearbeitung der Begriffe Analogie, Metapher und Verwandtschaft (*J. Endres*, der mit seinem Aufsatz auch die These der Hgg. von einem „Stigma des Un-

diskutierbaren“, der dem Thema Ähnlichkeit anhafte [27], aufräumt), über Tierdarstellungen in Manuskripten des 13. Jhdts. (*D. Olarii*) bis zum Index als Grundlage des Renaissanceporträts (*J. Kohl*). So kann die vorliegende Besprechung auch nur einige Aspekte dieser Publikation darstellen, die vor allem für den Theologen von Interesse scheinen.

*Agnieszka Madej-Anderson* (= M.) behandelt in ihrem Aufsatz die Frage nach Medien und Modellen der Ähnlichkeit bei Heinrich Seuse (101–127). Dem Neuerwerb der im Sündenfall verlorenen *similitudo* als einer Beziehungsebene zwischen Gott und Mensch gelten die Unterweisungsschriften Seuses (120). War bei Franziskus, den M. als Vergleich anführt, der Körper das Medium der Ähnlichkeitsbeziehung, ist es bei Seuse das Objekt „Buch“, in das Seuse seine körperlichen Gotteserfahrungen einträgt und über die Rezeption als geistliche Übung für andere freigibt, so die Verf. Der Rez. kann sich jedoch des Eindrucks nicht erwehren, dass die Gegenüberstellung von Körper (Franziskus) „versus“ Buch (Seuse) angesichts der diffizilen Diskurse bei Seuse unterkomplex bleibt, wenn M. etwa unberücksichtigt lässt, dass Seuse und Elsbeth Stagl auch Tücher mit dem IHS-Monogramm verteilen und sich der Körper Seuses nicht etwa ausschließlich in das Medium Buch hinein auflöst. Des Weiteren kommt die Frage auf, inwieweit der Text von M. über das hinausgeht, was der von ihr mehrfach zitierte Referenzautor Th. Lentjes bereits vor Jahren zu diesem Thema publiziert hat.

Mit einer faszinierenden mittelalterliche Realie beschäftigt sich *Evelin Wetter* (= W.), einer sog. Nonnenkrone aus dem 12. Jhd. mit Zusätzen des 16. und 17. Jhdts. (129–146). Diese Krone kam in Analogie zur Krönung Mariens die Funktion zu, ein bleibender Ausdruck der Vermählung Christi mit seiner jungfräulichen Braut zu sein und zudem im liturgischen Akt der Übergabe eine Marienähnlichkeit zu konstituieren (142). So erscheint es wenig verwunderlich, dass solche Kronen zum Teil nicht einmal nachts abgesetzt wurden. Diese Konstruktion von Ähnlichkeit ergab sich auch durch den Schmuck der Nonnenkrone etwa mit dem Lamm oder der Figur Salomos als einer Figuration des Hohelieds. Angesichts der spannenden Thematik irritiert die sog. Hermeneutik: So zieht W. ausschließlich die Austin'sche Sprechakttheorie heran, um liturgische (!) Vollzüge zu charakterisieren, statt sich der bewährten Beschreibung als Sakrament bzw. Sakramentalie zu bedienen. Zudem erscheint es dem Rez., als verwende W. den Austin'schen Performativ im Sinne einer *performance* (vgl. 143), bei der die „Gebete und Gesänge“ lediglich „begleiten“ (ebd.). Auch ihre Ausführungen zu Priester, Bischof und Papst ergeben im Rahmen ihrer Thematik wenig Sinn und kulminieren in Feststellungen wie: „Weiter kann angenommen werden, dass sich eine Ähnlichkeit (des Priesters, A. M.) zu Christus insbesondere in der Weihe selbst formulierte“, was von W. zudem noch als Forschungsdesiderat markiert wird (130).

Nach solchen Irritationen stechen die beiden folgenden Aufsätze von *Urte Krass* (= K., 147–164) und *Martin Gaier* (= G., 165–179) umso positiver heraus. K. behandelt eine Gattung des Heiligenbildes ab dem 16. Jhd., in die individuelle Porträts einfacher Klosterbrüder integriert wurden (148). Von diesem „symbiotischen“ Bildtypus profitierten beide: Der Mönch versicherte sich des Schutzes des Heiligen, der Heilige selbst gewann eine unverwechselbare Physiognomie, um es mit den „neuen Heiligen“ (156) aufnehmen zu können. Zu diesen neuen Heiligen – es handelt sich um das Thema der Dissertation von K. – gehörten solche, von denen es authentische Porträts gab, etwa Totenmasken wie von Bernhardin von Siena († 1444) oder später Ignatius von Loyola. Galten diese authentischen Bilder späterhin selbst als Reliquien, so steht im Zentrum des Aufsatzes von G. eine der ersten, wenn nicht gar die erste Heiligenbüste, die nicht als Reliquienbüste diente (166). Die Büste eines heiligen Diakons in Florenz wurde aus Ton modelliert, und gerade diese Art der noch in den Bearbeitungsspuren sichtbaren Modellage war es, die dem Betrachter, so G., eine „Ähnlichkeitsvorstellung“ aufdrängte (167). In Analogie zu den Totenmasken der neuen Heiligen musste der Eindruck entstehen, die Büste sei „im Angesicht des Heiligen geschaffen“ worden (176).

Anhand der besprochenen Beiträge, ohne damit den nicht besprochenen Unrecht tun zu wollen, zeigt sich (wieder einmal) die Problematik einer Rezeption solcher Sammelbände durch die Theologie. Materialiter bearbeiten beide Ähnliches, auch wenn hier vor allem die Kunstgeschichte Objekte zu Tage fördert, welche die Begriffssysteme der Theo-

logen im positiven Sinne stören könnten. Es täte der Theologie gut, Ergebnisse zur Konstruktion und Wahrnehmung von „Ähnlichkeit“ zur Kenntnis zu nehmen, die aus den Objekten selbst heraus entwickelt werden (wie in den Beispielen von Krass und Gaier) – nehmen sie doch z. B. in der Christologie oder der theologischen Anthropologie eine zentrale Rolle ein. Auch hermeneutisch könnte eine ernst gemeinte theologische Ästhetik vieles lernen. Leider gibt es auch solche Gegenbeispiele, die zeigen, dass es einer Kunstgeschichte, die sich mit sakralen Objekten beschäftigt, angeraten ist, theologische (hier liturgische) Hermeneutik zu rezipieren anstatt Probleme aufzuzeigen, die möglicherweise gar nicht vorhanden sind. Der anzuzeigende Band scheint mir, neben einzelnen spannenden Studien, vor allem ein Beleg für den noch zurückzuliegenden Weg zu einer gelingenden Interdisziplinarität von Theologie und Kunstgeschichte zu sein.

A. MATENA

DAS LUTHER-LEXIKON, herausgegeben von *Volker Leppin* und *Gury Schneider-Ludorff*. Regensburg: Bückle & Böhm 2014. 820 S., ISBN 978-3-941530-05-8.

Das ökumenische Gespräch mit den aus der Reformation des 16. Jhdts. hervorgegangenen Kirchen, zumal mit den Kirchen lutherischer Prägung, nimmt, so scheint es, gegenwärtig wieder an Intensität zu. Einer der Gründe dafür dürfte wohl darin liegen, dass das Jahr 2017 näher rückt, in dem sich das Jahr 1517, das Jahr des Thesenanschlags in Wittenberg, zum 500. Mal jährt. Da gilt es, sich der damaligen Ereignisse, die zur Spaltung der abendländischen Christenheit geführt haben und deren Hauptfigur Martin Luther gewesen ist, noch einmal zu vergewissern: Was ist damals geschehen? Welche Bedeutung hatte es? Wie kann und muss man es heute bewerten?, wie lassen sich die Folgen mindern? Etc. Das Gespräch darf, wenn es fruchtbar sein soll, nicht oberflächlich verlaufen. Deshalb ist es hilfreich, wenn die, die es führen, leicht auf verlässliche Informationen zugreifen können, deren sie bedürfen. In Zukunft werden sie sich dazu des nun erschienenen Luther-Lexikons bedienen können.

Das Lexikon bietet mehrere hundert Artikel von unterschiedlicher Länge. Sie wurden von zahlreichen, einschlägig in der kirchengeschichtlichen und theologischen Forschung ausgewiesenen Autoren verfasst. Jedem Lemma ist eine Liste weiterführender Literaturhinweise angefügt. So wird der Benutzer des Lexikons auf einfache und hilfreiche Weise in die Lage versetzt, seine Kenntnisse über das im Artikel Ausgeführte hinaus zu vertiefen. Das Spektrum der in den Lemmata bearbeiteten Themen ist breit. Im Zentrum stehen die zahlreichen Artikel zur Person Martin Luthers – zu den Stationen seines Lebens, zu den Umständen seiner Entscheidungen, zu Themen seines Denkens, zu den Menschen, die ihn umgaben. Viel Biographisches wird mitgeteilt. Aber noch wichtiger ist, was über seine theologischen Überzeugungen ausgeführt wird. Er hat sie sowohl in situationsbezogenen als auch in grundsätzlich gehaltenen Schriften, die schließlich einen erstaunlichen Umfang aufwiesen, dargelegt.

Einen breiten Raum nehmen die Artikel ein, in denen charakteristische Topoi der Theologie Martin Luthers und der durch ihn angestoßenen lutherischen Theologie beleuchtet werden. Die darauf Bezug nehmenden Lemmata des Lexikons sind zahlreich, umfangreich und innerhalb des Lexikons von besonderem Gewicht. Dadurch ist gewährleistet, dass sich ihre Leser ins lutherische Denken mitgenommen erleben können. Das Lexikon ist aber nicht auf die unmittelbar Luther-bezogenen Ausführungen begrenzt. Es bietet darüber hinaus reichhaltige Informationen zur Zeit- und Kirchengeschichte, die den Kontext des Lebens und Wirkens Martin Luthers ausmachen. Sie liegen in den vielen Artikeln vor, in denen es um Personen und Themen geht, die das nähere und das weitere Umfeld des Denkens und des Wirkens des Reformators ausmachen. Kurze Biographien nicht weniger Persönlichkeiten der damaligen Zeit geben ihnen ein farbiges Profil. Sie geben Einblick in die innere Vielfalt und Lebendigkeit des Luthertums, das fast schon eine ein halbes Jahrtausend umfassende Geschichte umfasst und seine jeweils besonderen Ausprägungen in den verschiedenen Ländern und Kontinenten gefunden hat. Die in diesem Lexikon zusammengestellten Texte geben also auch Einblick in die Wirkungsgeschichte der lutherischen Reforma-